

1. Separation

Dabei sein ist alles. Es ist aber nicht selbstverständlich. Junge Menschen, die anders sind gelten als unnormal. Sie leben und lernen in der Regel in separaten Welten und kommen im „normalen Leben“ nicht vor. Für Menschen, die geistig behindert, körperlich gehandicapped, in ihrer Sinneswahrnehmung eingeschränkt oder verhaltensauffällig sind, gibt es spezielle Tages- und Fördereinrichtungen. Selbst Menschen, die kleinwüchsige, übergewichtige oder hochintelligent sind, wird es schwer gemacht, dabei sein zu können.

Die weitgehende gesellschaftliche Separation von Lebensräumen setzt sich im Freizeitbereich fort. Einrichtungen der Diakonie und der freien Wohlfahrtspflege organisieren häufig auch gesonderte Freizeitangebote. Auf der anderen Seite werden Angebote der christlichen Verbandsjugendarbeit entweder ausschließlich von Teilnehmer/innen ohne Behinderung bzw. Besonderheiten wahrgenommen oder aber überwiegend von jungen Menschen mit Behinderung. Die natürliche Mischung ist noch immer die Ausnahme. Eine natürliche Mischung hieße die Teilnahme von ca. 5-10 % Kindern und Jugendlichen mit Handicap innerhalb der Jugend- bzw. Freizeitgruppe.

Die christliche Jugendarbeit ist damit noch immer ein Spiegel unserer durch Separation gekennzeichneten Gesellschaft. In unserem Land gibt es für „jeden Fall“ gesonderte Lebensräume. In deutscher Gründlichkeit und Ordnungsliebe werden die Menschen nach vergleichbaren Fähigkeiten, Eigenschaften und Problemen aufgeteilt, um nicht zu sagen „aufgeräumt“. Es geschieht in der Überzeugung, dass es sich so besser lernen, fördern und leben lässt.¹ Der Schweizer Künstler Ursus Wöhrli (2004) hat in einem verspielt-absurden Versuch Kunst aufgeräumt. Denn Ordnung ist das halbe Leben

¹ Alfred Sander (2001) spricht von fünf Entwicklungsphasen im deutschen Bildungssystem: Exklusion, Segregation, Integration, Inklusion und Vielfalt als Normalfall. Die deutsche Bildungslandschaft befindet sich weitgehende in der Phase der Segregation, die hier als „Separation“ bezeichnet wird.

(vgl. Abb. 1 und 2: Volleyball De Saint Phalles). Es springt dem Betrachter geradezu ins Auge wie die Lebendigkeit des Kunstwerks dabei abstirbt. Auf die Jugendarbeit bezogen heißt dies: Wo eine „aufgeräumte“ Jugendarbeit praktiziert wird geht der vitale Reichtum des bunten Zusammenlebens in Vielfalt verloren.

Bild 1: Volleyball De Saint Phalle

Bild 2: Volleyball aufgeräumt

Das „aufgeräumte Denken“ haben wir als Kinder unserer ordentlichen Welt von klein auf verinnerlicht. Die Gleichung unserer Erfahrung lautet: aufgeräumt + ordentlich = besser. Wie wir uns gegenüber Menschen mit Besonderheiten und Handicaps verhalten sollen, fällt deshalb so schwer, weil wir es im alltäglichen Zusammenleben aufgrund der separierten Lebenswelten in der Regel nie gelernt haben. Die Barrieren bestehen ja nicht nur in Stufen und Mauern, sondern auch in unseren Köpfen und Herzen. Sie befinden sich außen *und* innen.

Dies führt u.a. dazu, dass Menschen behindert werden, auch diejenigen die es gar nicht oder nicht in so hohem Maße sind. Diese soziale Behinderung ist neben der Schädigung und der Funktionsbeeinträchtigung die dritte und zugleich gravierendste Dimension der Behinderung. Wir müssen uns darum immer auch die Frage zu stellen, inwiefern nicht wir, die sog. nichtbehinderte Umwelt das eigentliche Problem dieser Menschen sind.

Am Beispiel eines Quadrats und eines Rads lässt sich der Zusammenhang der tertiären, sozialen Behinderung sichtbar illustrieren: Ein Rad auf einer ebenen Straße läuft ganz rund. So soll es sein. Ein quadratisches Rad dagegen taugt nicht für den Transport. Das weiß jedes Kind. Es ist sozusagen behindert. Ist der Untergrund dagegen wellenförmig, läuft das Quadrat ganz rund, während das Rad zu stolpern beginnt. Die Umgebung ist entscheidend. Sie kann behindern oder befördern (vgl. Bild 3).

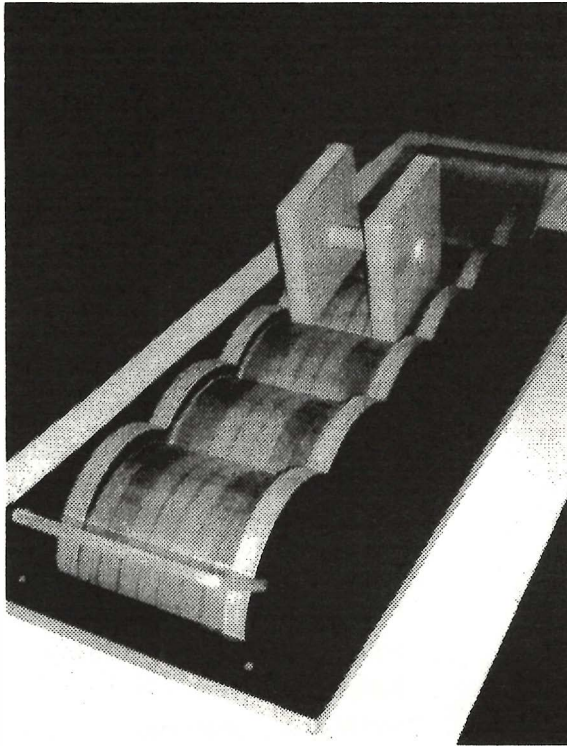


Bild 3: Quadratisches Rad; Bild: Rosemarie Muth

Die schmerzhafteste Behinderung von Menschen liegt in ihrer Ausgrenzung. Sie geht meist mit einer Stigmatisierung, Abwertung und mit Mobbing einher. Ein zwölfjähriger Junge beschreibt es so: „Die anderen ärgern mich, nur weil ich in die Förderschule gehe. Ganz besonders ärgert mich, wenn Hauptschüler zu mir Sonderschwuler sagen“.

2. Christliche Vision

Wie kann das Zusammenleben nun so gestaltet werden, dass es trotz Ecken und Kanten rund läuft bzw. das Holpern und Stolpern gemeinsam ausgehalten wird und ein buntes eindrucksvolles Bild entsteht? Die christliche Vision des Lebens in der Gemeinschaft ist nach wie vor das Leitbild einer christlichen Jugendarbeit. Es steht im krassen Widerspruch zur Separation und zur gegenseitigen Behinderung. Für Jesus von Nazaret gehörten auch die Randexistenzen ganz selbstverständlich dazu, diejenigen die ganz anders waren und im normalen Leben seiner Zeit keinen Platz fanden: Leprakranke,

Zöllner, Menschen mit Handicaps, Prostituierte und andere. Er überschritt Grenzen, auch religiöse und überwand die Trennung. Seine Tischgemeinschaft vergegenwärtigen wir heute im Sakrament des Abendmahls. Am Tisch des auferstandenen Herrn ist jeder und jede willkommen. Es herrscht eine Gemeinschaft, die jede Form der Unterschiedlichkeit, Schuld und Trennung transzendiert, d.h. überschreitet. Paulus umschreibt diese Gemeinschaft mit dem Bild vom Leib Christi (1 Kor 12,12ff). Am Modell des Organismus verdeutlicht er, dass jedes Glied am Körper unerlässlich ist und dem Ganzen dient. Gerade diejenigen, die als gering gelten, werden mit besonderer Sorgfalt bekleidet. Keines kann ausgegrenzt oder abgeschnitten werden, ohne dass der Körper verletzt wird und darunter leidet. Und wo es dennoch geschieht, leiden alle anderen Glieder mit. Diese visionäre und im Abendmahl vollzogene Gemeinschaft in Christus gilt es auch im konkreten Zusammenleben je und je zu realisieren!

3. Von der diakonischen zur integrativen Jugendarbeit

Die evangelische Jugendarbeit steht in einer langen Tradition der sozial-diakonischen Arbeit. Dies wird auch in jüngster Zeit durch das Projekt „Projad“ (Jugendarbeit und Diakonie) im Evangelischen Jugendwerk in Württemberg dokumentiert (vgl. Kanzleiter 2003, 12-17). Ziel des Projekts ist es, u. a. sozialdiakonische Themen in der Jugendarbeit wach zu halten. Integrative Jugendarbeit wird hier unter dem Vorzeichen der diakonischen Arbeit geleistet. Die Gefahr dieses Ansatzes besteht nun darin, dass die Jugendarbeit *für* Menschen mit Behinderung geleistet wird, statt Jugendarbeit *mit* behinderten Menschen zu praktizieren. Darauf weist Rosl Stiefel hin, wenn sie zu bedenken gibt: Diese Menschen „werden zwar wahrgenommen als solche, um die man sich kümmert, doch damit werden sie oft genug zu Objekten, und diakonisches Handeln wird eine Funktion (Kanzleiter 2003, 15). Auch Eltern von betroffenen Kindern wehren sich

gegen eine diakonische Funktionalisierung der integrativen Arbeit: Es darf nicht sein, „dass es wie ein Zoo ist (...) und so ein bisschen soziales Übungsfeld“². Wo dies geschieht werden innere Barrieren aufgerichtet oder aufrecht erhalten, selbst wenn die äußeren fallen. Denn im diakonischen Kontext vollzieht sich das gemeinsame Erleben nicht auf gleicher Augenhöhe, sondern im Zeichen des barmherzigen Samariters, der sich hinunter beugt. Diakonisches Sehen kann hier allzu leicht zu einem separierenden Vergehen werden (vgl. Kanzleiter 2003, 21 ff). Integration durch diakonische Arbeit vermag die Separation nicht zu überwinden. Eine integrative Jugendarbeit wie sie von der Arbeitsgemeinschaft der Evangelische Jugend eingefordert wird (Arbeitsgemeinschaft 2003), kann nicht unter dem Kapitel der diakonischen Arbeit und der „Fürsorge“ abgehandelt werden. Obgleich das diakonische Engagement junger Menschen ohne Zweifel seine eigene Berechtigung hat. Im Kontext der vier Grundsäulen der Gemeinde betrachtet (s. Kanzleiter 2003, 35) muss die integrative Jugendarbeit in der Gemeinschaft (Koinonia), nicht aber im Dienst für andere (Diakonia)³ verortet sein und werden. Die Herstellung und der Vollzug der gleichberechtigten, Gemeinschaft in paulinischem Sinn bildet den Nährboden für eine integrative und inklusive Jugendarbeit. In ihr wird diakonische Gemeinschaft implizit per se praktiziert und zwar von jedem an jedem.

4. Von der Integration zur Inklusion

Die christliche Vision von der gleichberechtigten Gemeinschaft der Verschiedenen erschöpft sich jedoch nicht im Gedanken der Integration. Dieser geht davon aus, dass ausgegrenzte Personen in einer bestehenden Gemeinschaft beheimatet wer-

² Eine Mutter im Interview im Rahmen des Projektes „Inklusive Konfirmandenarbeit“ am ptz Stuttgart 2003.

³ Junge Menschen mit Handicaps sind eben nicht die „anderen“. Sie gehören aus christlicher Sicht schon dazu.

den. Diesem Denken liegt eine Zwei-Gruppen-Theorie zugrunde (siehe Abb. Integration).

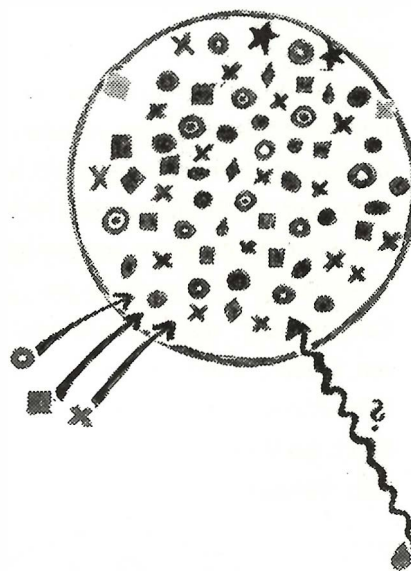


Bild 4: Integration (Andreas Hinz in Schnell/Sander 2004, 49)

Eine kleine Minderheit, die von der Norm abweicht soll in die Gruppe der Mehrheit eingegliedert werden Sie wird als von draußen kommend, (noch) nicht dazugehörend empfunden. Ihr gehört die helfende Aufmerksamkeit, um für sie einen wohnlichen Raum in der Gemeinschaft zu schaffen. Diesbezüglich hat sich gerade auch in der Jugendarbeit viel bewegt. „Wir sind insgesamt in den letzten Jahren im Bereich ‚Integration‘ deutlich weiter gekommen“, lautet die Bilanz in der Dokumentation des Projektes ProJad (Kanzleiter 2003, 17).

5. Inklusion

Der erste Schritt führt von der diakonischen zur integrativen Jugendarbeit. Danach steht noch ein zweiter an. Es ist ein Perspektivenwechsel, der in der Pädagogik unter dem Titel „Von der Integration zur Inklusion“ umschrieben wird (Hinz 2002). Mit ihm wird nicht nur eine neue Bezeichnung ins Spiel gebracht, sondern auch ein neues Denken *und* eine neue Praxis eingefordert, das der theologisch-

ekklesiologischen Vorstellung vom Leib Christi (Koinonia) entspricht¹.

Inklusion wird im englischen Sprachraum seit Jahren als Fachbegriff mit einem breiten Bedeutungsspektrum benutzt. In Deutschland wurde er jüngst eingeführt, um eine qualitative Verbesserung der Integrationsbemühungen einzufordern. Die Wortbedeutung „Einbeziehung“ stellt heraus, dass Menschen mit Besonderheiten nicht erst in die Gemeinschaft integriert werden müssen, sondern schon längst – z.B. im Sinne der „unsichtbaren Gemeinschaft“ (ecclesia invisibilis) – zu ihr gehören, schon „einbezogen“ sind. Es ist Ziel der inklusiven Praxis, zu vermeiden, dass irgendjemand durch die Maschen der Gemeinschaft fällt (siehe Abb. Inklusion).

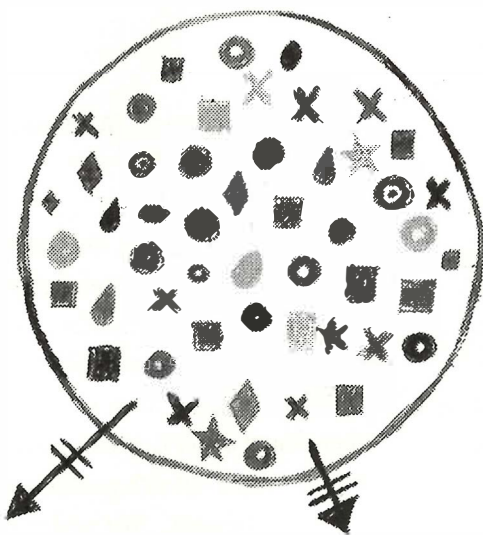


Bild 4: Inklusion (Andreas Hinz in Schnell/ Sander 2004, 49)

Inklusion ist somit nicht auf bestimmte Personengruppen mit besonderen Merkmalen gerichtet, sondern auf ausnahmslos jeden einzelnen. Das Gruppendenken wird überwunden. Normal ist, verschieden zu sein. Und dies gilt für jede Person. Jedes Kind ist verschieden und insofern einzigartig und unverwechselbar. Weil es besonders ist, ver-

¹ Siche zur weiteren theologischen und anthropologischen Begründung der Inklusion Karl Ernst Nipkow 2005.

dient es auch eine *besondere* Aufmerksamkeit. Und weil es wie jedes Kind verschieden ist und Verschiedensein normal ist, soll es auch so weit wie möglich *normal* behandelt werden. Mitleid und Behinderungsbonus sind zu vermeiden. Eine Gewichtung der normalen für alle gleich gültigen und der besonderen individuellen Behandlung sollte sorgsam getroffen und in der Gruppe besprochen und vereinbart werden.

Wenn jedes Kind verschieden ist, ist auch jedes Kind normal. Inklusive Pädagogik (Schnell/ Sander 2004) ist darum eine allgemeine Pädagogik. Sie ist eine Pädagogik der Vielfalt, die alle Formen der Unterschiede in den Blick nimmt, von der Hochbegabung über kulturelle Besonderheiten bis hin zu Verhaltensauffälligkeiten. Die Evangelische Jugendarbeit stellt sich dieser Herausforderung explizit, indem sie junge Menschen ausnahmslos, d.h. in ihrer ganzen Vielfalt anspricht: „Gruppen, Kreise und die Angebote der Evangelischen Jugendarbeit stehen grundsätzlich allen Kindern und Jugendlichen offen, unabhängig von Konfession; Religion, Geschlecht, Alter, sozialer Herkunft, körperlicher oder geistiger Unversehrtheit ...“ (Arbeitsgemeinschaft 2003, 1). Diese Offenheit ist wichtig. Jedoch ist es mit einer freizügig ausgesprochenen Einladung noch nicht getan. Die Angebote müssen auch abgestimmt und die Rahmenbedingungen den vielfältigen Bedürfnissen angepasst sein. Mit einem Wanderangebot für die Schnecke und einem Schwimmkurs für den Elefanten wird sich keine Inklusion herstellen lassen, ganz gleich wie herzlich die beiden auch umworben werden.

Das Programm, das Arrangement, die Bereitstellung von Assistenz und die Unterstützung müssen so ausgerichtet sein, dass jede Person am gemeinsamen Angebot sinnvoll teilnehmen kann. Dazu sind inklusive Formen der Methodik und Freizeitgestaltung unerlässlich. Eine offene Tür allein reicht nicht aus. Auch der Zugang muss geebnet und der Raum so beschaffen sein, dass die persönlichen Möglichkeiten der Teilnehmenden und die Angebote befruchtend ineinander greifen.

Zugleich lässt sich die inklusive Arbeit nicht segmentieren. Einzelne inklusive Events und Alibi-Veranstaltungen reichen nicht aus. Inklusivität meint „all inclusive“ von der Planung bis zur Auswertung. Inklusive Arbeit kann es nicht nur an bestimmten Orten, zu bestimmten Zeiten, in bestimmten Ressorts, für bestimmte Personen- und Altersgruppen geben. Inklusive Jugendarbeit ist unteilbar.

Dieser inklusive Anspruch, der sich aus der offenen Einladung der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland ergibt, ist hoch. Will er in die Tat umgesetzt werden, sind Ressourcen und Informationen von Einrichtungen, Fachdiensten und aus dem sozialen Umfeld hilfreich, meist unverzichtbar.

Bei den Unterstützungsmaßnahmen für einzelne sind immer auch alle in der Gruppe im Blick zu behalten. Nur so kann die „Einbezogenheit“ in die Gruppe gewährleistet werden und bleiben. Zugleich wird auch die ganze Gruppe von der Besonderheit der einzelnen Person(en) profitieren. Niemand ist nur Empfänger von Wohltaten. Der Blick richtet sich nicht zuerst auf das, was jemand nicht kann. Kompetenzorientiert gilt es die besonderen Fähigkeiten und Fertigkeiten herauszufinden, die der oder die einzelne in die Gruppe einbringen kann. „Die Evangelische Jugend nimmt junge Menschen mit Behinderung als Persönlichkeiten wahr und reduziert oder fixiert sie keinesfalls auf ihre Behinderung“ (Arbeitsgemeinschaft 2003, 1). Ihre eigenen Potenziale und die ihrer Lebenswelten gilt es für die Jugendarbeit fruchtbar zu machen.

6. Pro-Vision

Jeder und jede kann in seiner Einzigartigkeit die Gruppe und die Unternehmung bereichern. Das macht die inklusive Arbeit so spannend und bunt, so unaufgeräumt, farbenprächtig und attraktiv. Die Suche nach Formen, die allen eine „unbehinderte Gemeinsamkeit“ (Arbeitsgemeinschaft 2003, 1) ermöglichen, mag oft wie ein anstrengender und steiniger Weg empfunden werden. Doch auch Jesus

hat es Blut und Schweiß gekostet, Grenzen zu überwinden. Auch ihm dürfte es nicht immer leicht gefallen sein, sich mit denen zusammen und auseinander zu setzen, die so ganz anders sind. Oftmals musste die wundersame Kraft Gottes wirken, um die Quadratur des Kreises herzustellen. Andererseits liegt genau darin das Glücksgefühl, herauszubekommen und zu genießen, wie das Quadrat ins Rollen kommt und Menschen glücklich werden, weil sie in der Gemeinschaft akzeptiert, geborgen, und segensreich sind.

Literatur

- Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in der Bundesrepublik Deutschland e.V.: Auf dem Weg zu unbehinderter Gemeinsamkeit. Menschen mit Behinderung in der Evangelischen Jugend. Beschluss der 113. Mitgliederversammlung 1/2003, 1-5.
- Cloerkes, Günther: Freizeit im Leben behinderter Menschen. Theoretische Grundlagen und sozialintegrative Praxis, 2000.
- Hinz, Andreas: Von der Integration zur Inklusion – terminologisches Spiel oder konzeptionelle Weiterentwicklung? Zeitschrift für Heilpädagogik 9/ 2002, 354-361.
- Kanzleiter, Götz (Hg.): An den Grenzen geschieht Leben. Grundsätze – Konzepte – Praxisbausteine. Praxishandbuch für integrative Jugendarbeit. Stuttgart 2003.
- Nipkow, Karl Ernst: Menschen mit Behinderung nicht ausgrenzen! Zur theologischen Begründung und pädagogischen Verwirklichung einer „Inklusiven Pädagogik“. Zeitschrift für Heilpädagogik 4/ 2005, 122-131.
- Schnell, Irmtraud/ Sänder, Alfred (Hg.): Inklusive Pädagogik. Bad Heilbrunn: J. Klinkhardt, 2004.
- Wehrli, Ursus: Kunst aufräumen. Königstein i. Ts: Kein und Aber Verlag, 2. Aufl. 2004.

Dr. Wolfhard Schweiker ist als Pfarrer und Sonderpädagoge Dozent am Pädagogisch-Theologischen Zentrum in Stuttgart-Birkach.